

Unsere Heimat.

Monatsschrift zur Pflege der Heimatkunde und Heimatliebe.

Folge 12 (104).

Iulmond (Dezember) 1929.

9. Jahrgang.

Die Dampfdreschmaschine.

Von Franz Ehiel.

Wenn die Schwalben sich zur Abreise versammelten, die kühlen Nordwinde über die leeren Stoppelfelder wehten und am Stadtsteig die bunten Papierdrachen hoch in der Luft schwebten, da war die Zeit, in der die alte

Dampfdreschmaschine ihre Tätigkeit im Dorfe aufnahm. Wir nannten sie kurz „Dampfer“ oder „der Schwarze“. Die Maschine gehörte einer Genossenschaft.

Jedes Mitglied hatte Anteilsscheine gezeichnet, die zum Ankauf des Dampfers verwendet wurden. Doch konnten auch Nichtmitglieder dreschen, die aber erst zum Schluß an die Reihe kamen, wenn alle Mitglieder den Drusch beendet hatten.

Die Bauern Frankstadts zeichneten sich schon von altersher durch ihren fortschrittlichen Geist aus, der besonders um 1870 bis 1880 hervorragende Leistungen schuf. Es war ja die große Zeit nach dem Jahre 1866, als der preussische Schulmeister den österreichischen bei Sadowa-Königsgrätz besiegte; da erkannte man im alten Oesterreich die Fehler und Irrtümer, die man begangen hatte, und ein gesunder Fortschritt regte

sich auf allen Gebieten. Der Staat übernahm die Schule, neue Gesetze erschienen, der schwere Druck, den die Regierung auf das Volk ausübte, ließ nach und man gestattete mehr Bewegungsfreiheit. Das „liberale Zeitalter“ brach an, Vereine entstanden in den einzelnen Gemeinden, die den Fortschritt auf ihre Fahnen schrieben. Es

waren dies Gesang-, Lese-, Feuerwehrovereine, Genossenschaften und Kasinos, die besonders in den bäuerlichen Kreisen großen Anklang fanden. Der Bauernstand machte um das Jahr 1870 eine schwere Krisis durch, da ja viele durch den großen Krach Hab und Gut verloren hatten. Dazu

kamen Mißjahre, Feuerbrände, die gerade zur Herbstzeit immer auftraten, wenn die Scheunen voll waren. Drohbriefe riesen in der Bevölkerung große Bestürzung und Angst hervor und mancher Bauer erlebte sorgenvolle Tage. Da gründeten weit-schauende Männer eine Druschgenossenschaft, kauften eine Dampfmaschine und halfen sich gegenseitig beim Dreschen mit den Dienstboten aus.

Im Niederdorf begann der Dampfer seine Arbeit. Jeder Bauer konnte solange dreschen, bis er fertig war. Im folgenden

Zur Jahreswende:

Den Sieg über den zersplitternden Egoismus und die ertötende Kälte der Herzen wird nur ein großes Ideal erringen, welches wie ein „Fremdling aus der anderen Welt“ unter die staunenden Völker tritt und mit der Forderung des Unmöglichen die Wirklichkeit aus ihren Angeln reißt.

F. H. Lange 1865.

Jahre kam das Oberdorf zuerst an die Reihe. Dies hatte aber einen Nachteil, da ja viele Bauern Getreide zur Aussaat und Stroh zum Einstreuen brauchten. Diesem Uebelstande half man in der Weise ab, daß man einen sogenannten „Vor-drusch“ einführte. Jeder, der es wünschte, konnte einen Tag dreschen und bekam dann später die Maschine noch einmal.

Es waren immer Tage der Aufregung, wenn der Dampfer im Hofe erschien. Vier Pferde zogen ihn und mit „Hü“ und „Ho“ kam er an den gewünschten Ort. Die Pferde packten oft nicht zusammen, da gab es für uns ein billiges Schauspiel. Der Knecht schimpfte und schrie, die Pferde bäumten sich, schlugen mit den Hinterfüßen aus, die Leute tauchten an der Maschine an und die Aufregung legte sich erst gewöhnlich, wenn ein Paar andere Pferde vorgespannt wurden. Der Maschinist Haut, der Abtrager und Einlasser stellten die Maschine auf und richteten sie druschfertig her. Diese drei Männer genossen eine bevorzugte Stellung, sie erhielten eine bessere Kost und einen größeren Taglohn. Viele Jahre war der Herr Haut des Dampfers fürsorglicher Vater, dem die Genossenschaft viel zu danken hatte. Er war ein pflicht-eifriger Mann, der seinen Dienst sehr genau nahm und der auf „seine Maschine“ gut aufpaßte. Wenn ich heute an den Dampfer zurückdenke, sehe ich noch immer diesen kleinen Mann neben dem „Schwarzen“ stehen, wie er prüfend und beobachtend den Gang der Maschine verfolgte, wie er jeden fortjagte, der herumzuschrauben oder herumprobieren wollte und der jeden kleinen Fehler sofort ausbesserte. Der Abtrager, der die vollen Getreidesäcke auf dem Rücken schleppte, der Einlasser, der die Garben in die Trommel steckte, wechselten sehr oft.

Zu Hause war noch immer der Göpel in Ehren. Da dauerte das Dreschen bis zu Weihnachten oder noch länger. Ich mußte nach der Schule „aufstischen“, d. h. die Garben auf den Tisch der Maschine legen. Beim halbgeöffneten Scheuertor wehte der kalte Wind herein, der durch die Wollmütze und durch das Halstuch blies. Die Finger erstarrten und gar oft kamen mir die Tränen. Der Bruder Albert trieb die Pferde; in der einen

Hand hielt er die Peitsche, in der anderen den Strick, er war gut eingepackt, sodaß nur die Beine und die Nasenspitze verrieteten, daß hinter den Pferden ein Lebewesen geht. Waren 10—12 Schock gedroschen, so kam die Windmühle und wir reinigten das Getreide. Staub schlucken konnten wir da genug. Wir atmeten immer auf, wenn die letzte Garbe auf dem Tisch der Maschine lag und der Drusch beendet war.

Mit einem Gefühl bitterer Wehmut betrachtete ich oft die schnelle Arbeit beim Dampfer, wenn er in unserer Nachbarschaft arbeitete. Gern lief ich da in den Garten des Bauers, setzte mich in einiger Entfernung in das Gras und beobachtete das emsige Treiben bei der Maschine. Der Einlasser warf die Garben in die Trommel, die Strohblätter flogen vom Tisch herab, Kinder liefen mit den Körben voll Spreu und Ueberkehr, Frauen fingen das gedroschene Stroh auf, banden es und luden es auf einen Wagen. Draußen am Acker erhob sich ein gewaltiger Strohhaufen. Der Maschinist Haut schmierte die Lager, der Bauer sah auf Ordnung und half bald da oder dort mit, Kinder zerklopfen die Steinkohle oder ließen das Wasser aus dem Faß in den Trog rinnen. Legte der Maschinist Kohlen in die Feuerung, dann guckten wir schnell in die Glut und in die Flammen, die in die Höhe züngelten. Gar bald wußte ich, wozu jeder Hebel dient und wie die einzelnen Teile der Maschine heißen.

Ich studierte schon in Schönberg; da hieß es eines Tages: „Feuer dreschen wir auch mit dem Dampfer.“ Wie der Herbst kam erschien zum ersten Male „der Schwarze“ in unserem Hofe und verursachte eine große Unordnung. Die Räder gruben sich tief in die Erde, sodaß die Spuren noch lange zu sehen waren. Neben dem Hofgang standen das volle Wasserfaß, ein Trog, eine Kohlenkiste und der Werkzeugkasten, dann Gabeln, Rechen, Körbe und Strohblätter. Der Hofhund Nero wurde in einer Kammer eingesperrt, damit er nicht bellt und die Vorübergehenden beißt.

Schon beim ersten Morgengrauen kam der Maschinist, machte Feuer und legte fest auf. Die Tore der Scheune öffneten sich,

die Riemen wurden aufgezo-gen, die Lager geschmiert. Die Leute erschienen und stellten sich beim ersten Pfiff an, beim zweiten setzte sich die Maschine in Bewegung und beim dritten warf der Einlasser die Garben in die Trommel. Eine mächtige Staubwolke hüllte die Scheune ein, manchmal mischte sich dazu der Kohlenrauch, darum hatten die Leute den Kopf ganz eingebunden.

Der Großvater kam und half fleißig mit, er riß die Garben vom Stoß, ich warf sie auf den Tisch, wo sie durch mehrere Hände wanderten, bis sie in der Trommel verschwanden. So ein Leben und Treiben hatte unsere Scheune noch nicht gesehen und erlebt. Da ging es viel schneller als beim Göpel. Die kurze Gerste „fraß“ der Dampfer in wenigen Stunden zusammen, auch Weizen und Hafer ging rasch, das lange Korn „spielte sich“.

In der Küche half die Großmutter kochen und backen. Im Kessel wurden Erdäpfel gekocht, in zwei mächtigen Hesen wurlte die Suppe, in der Röhre stand der Braten und im Backofen bräunten sich die Pflaumenkrapsen. Für die Leute wurde ein eigener Tisch zusammengestellt und sie aßen auch wirklich „wie Drescher“.

Am Nachmittag herrschte eine gehobene Stimmung um die Maschine herum. Wir freuten uns an dem reichen Erntese-gen, den uns der Himmel geschenkt hatte; es klebt viel Schweiß und große Mühe an dem Getreide und der Bauer durchlebt manche Sorgenstunde bis zu dem Augenblick, da er es dreschen kann. Die Jugend sang, lachte und licherte, Witze und derbe Ausdrücke in urdeutscher Sprache flogen hin und her, ruhig und gelassen arbeiteten die Alten, denen nicht mehr so wohl war. Es gab auch manchmal unangenehme Auftritte, die aber schnell durch den Maschinisten oder durch einen älteren Arbeiter aus der Welt geschafft wurden.

Draußen am Strohhaufen raufte die Jugend, rutschte über die Bündeln hinab, spielte „Fangerl“ oder „Versteck“, bohrte lange Gänge in das Stroh, beutelte die Pflaumenbäume, kletterte auf die Birn- und Apfelbäume, um die letzten Früchte sich zu holen.

Drei Tage blieb der Dampfer bei uns und so gern wir ihn kommen sahen, so gern ließen wir ihn wieder fortziehen. Der Maschinist ließ das Wasser aus dem Kessel heraus, legte den Kamin um, pugte den Ruß und die Asche aus und packte alles zusammen. Mit der „Auszahlung“, die sich nach der Stundenzahl richtete, war der Drusch beendet.

Draußen im Hof standen schon 4 Pferde, welche den „Schwarzen“ holten. Noch dauerte es einen Tag, bis die alte Ordnung im Hof und in der Scheune hergestellt war.

Hatten alle Bauern gedroschen, so kam die Dampfmaschine zum Haut, der in der Tonmühle des Pudil wohnte. Hier wurden die Fehler ausgebessert und alles Schadhafte hergerichtet. Dann entzog sie sich unseren Blicken und genoss eine längere Ruhepause, um wieder in der Herbstzeit im Niederdorfe aufzutau-chen.

Viele Jahre hat diese genossenschaftliche Maschine zum Wohle der Gemeinde gearbeitet. Um 1900 brachte eine zweite Genossenschaft eine größere Maschine, die sogar eine Strohprelle besaß. Zu gleicher Zeit kauften die Bauern des Oberortes einen Benzinmotor, mit dem sie aber schlechte Erfahrungen machten. Der Motor war sehr eigensinnig und blieb oft stundenlang stehen, ehe es ihm einfiel, seine Arbeit fortzusetzen. Der alte Dampfer war schon „überarbeitet“, der „neue“ — es war auch schon eine ältere Maschine — wechselte sehr oft den Maschinisten, der Benzinmotor erregte den allgemeinen Unwillen, da kam im letzten Augenblick die Elektrizität, die über alle Maschinen den Sieg davontrug. Das Genossenschaftswesen hatte damals eine große Niederlage erlitten, so daß sich jeder Bauer auf seine eigenen Füße stellte. In Reitendorf war eine „Obstverwertungsgesellschaft“ — ich glaube, es war der richtige Name — gegründet, die aber bald einging, in Frankstadt hatte man beim Rabenseisenwasser eine schöne Wiesenanlage errichtet, die viel Geld kostete, aber einen sehr geringen Wert hatte, sodaß sie heute von der Bildfläche verschwunden ist. Viele Bauern waren bitter enttäuscht; und darum kaufte jeder eine eigene Dreschmaschine mit dem Elektromotor.